

IV. Die Lage der Arbeiter.

Suchen wir sie auf, die wandernden Arbeiter, die Bettler und Vagabunden! Eine Häuslichkeit haben sie nicht; da draussen am Kölnthor bei Classen-Kolberg, bei Küppers und Varre sind ihre Herbergen. Die „gute Stube“ ist auffallend reinlich, die Tapeten sauber; hier das Vorbild so manchen Zechers, der trinkende König von Thule, dort die Büste des Kaisers, in der Ecke ein kleines Billard. Man würde völlig fehlgreifen, wenn man mit seiner Phantasie sich abscheuliche Schnapshöllen ausmalen wollte; selbst das Publicum geberdet sich durchaus anständig und unterhält sich mit gedämpfter Stimme. Aber der durchbohrende Blick des Polizeikommissars dringt in das Innere eines Jeden: der Zuchthäusler von zehn Jahren fährt erschreckt zusammen und versichert, dass er nunmehr hier Arbeit gefunden habe; einige notorische Diebe vertiefen andachtsvoll ihre Nase in die Gläser; die öffentlichen Dirnen springen auf und entfernen sich schleunigst; die Landstreicher blicken unstät hin und her; nur die ehrlichen Bettler und beschäftigungslosen Arbeiter schauen offen ins Gesicht. Nur wenige sind in der Lage, für fünf Pfennige sich ein Gläschen Schnaps zu kaufen; lautlos starren die Meisten vor sich hin und erheben den Blick nur, um wehmuthsvoll den Tropfen des Feuertrankes nachzuschauen, die hinter den Lippen des Bemittelteren verschwinden. An der Wand, in der Nähe der Thür, sitzen auf der Armensünderbank einige Greise. Was treibt Jhr hier? Habt Jhr keine Beschäftigung? Wir wirken nicht mehr! lautet die Antwort. Der eine erklärt: „Ich habe fünfzig Jahre lang gewirkt, Herr Kommissar, und führe die besten Zeugnisse, — hier! (er weist sie vor); nun bin ich über 60 Jahre alt und Keiner will mich mehr beschäftigen. Der gute Wirth erlaubt mir wenigstens, hier zu schlafen!“

In all dem Elend noch Klassenunterschiede! Im vorderen Zimmer nur Proletarier, im hintern beim Wirthe die bessern Leute mit dem „werthen Namen“, den sie flink ins Fremdenbuch eintragen können; sie vermögen noch ein Abendessen zu bezahlen, trinken sogar ein Gläschen Bier und gehen dann auf ihr Lager. Die Aermsten, die den früher getrunkenen Branntwein noch nicht berichtet haben, wagen nicht einmal einzutreten; sie klopfen an das Guckfensterchen und müssen vorher auf das Brett die Pfennige hinzählen.

Gegen 10 Uhr lichtet sich der Saal. Die eine Gruppe verlässt das Haus, die andere zahlt die 15 Pfg. für das Nachtlager und stolpert die steile Stiege hinauf. Oben ist Zimmerchen neben Zimmerchen, in jedem ein paar Betten, welche wöchentlich rein überzogen werden oder — auch nicht. Jetzt ruht jeder Schläfer im eigenen Bette, und höchstens 20 bleiben

im Wirthshause über Nacht; in der flotten Zeit aber stieg ihre Zahl oft über 100, und im grossen Saale lagerten sie in Stroh auf dem Boden. Dann gingen sie des Morgens aus, suchten und fanden auch bald eine Stelle. Heute hält das schwer, und ohne Arbeit und ohne Geld ziehen sie des Morgens aus, um zu „fechten“; sie kaufen nämlich beim Bäcker ein paar Semmeln und erbetteln sich dazu einen Topf Kaffee, der ihnen ortsüblich auch gereicht wird. Zu Mittag kaufen sie sich in der Herberge Kartoffeln mit einer Sauce übergossen für 10 Pfg.; die glücklicheren können für 40 Pfg. ein Mahl aus Suppe, Gemüse und Fleisch bestehend, geniessen. Reisende Mädchen gibt es wenige, und jeder Wirth leugnet, sie aufzunehmen: wohl habe sie aber noch sein Nachbar. In der That ist das fast alles nur Gesindel.

Modern angelegte Stadttheile mit besonderen Arbeiterhäusern gibt es in Aachen nicht; auch hat weder eine lebensfähige Baugenossenschaft noch eine wohlthätige Actienbau-gesellschaft bestanden; nur ein einziger Fabrikant hat seinen Arbeitern einige Häuser erbaut; es ist Herr Lammertz. Vor etwa 30 Jahren war Aachen noch die alte Stadt wie nach dem Brande von 1656; die Wälle umschlossen Arm wie Reich, und der Unterschied des Vermögens kam noch nicht in der Trennung der „fashionablen Welt“ von dem Proletariate äusserlich zur Geltung. Damals gab es leerstehende Häuser und freie Plätze, traurige Zeugen einer grossen Vergangenheit, noch genug in der innern Stadt, und es war ein Ereigniss, wenn ein Gebäude neu aufgeführt wurde. Da stieg in Folge des glücklichen amerikanischen Geschäfts die Arbeiterzahl, die Bevölkerung wuchs zusehends in den 1840er und 1850er Jahren, und es ergaben sich Wohnungsverhältnisse, die an Elend und Entsetzen die heutigen weit übertroffen haben sollen. Erst in den 1860er Jahren erwachte die Baulust, und nun entstanden rasch ganze Stadtviertel im Osten und Süden der Stadt. Es begannen die Wohlhabenden vom übrigen Volke sich zu trennen und in die Vorstädte zu ziehen, wo in den schönen dreistöckigen und dreifenstrigen Häusern nach belgisch-englischer Sitte meist eine Familie für sich wohnt. Die innere Stadt Aachen blieb den Krämern, Handwerkern, Arbeitern einerseits, den Badegästen, Hotels und Magazinen andererseits überlassen; namentlich die Gegend westlich von der Jacobstrasse und Sandkaul kann als Sitz der Arbeiterbevölkerung von etwa 30,000 Seelen gelten.

Die Strassen sind hier unregelmässig, aber breit, die Häuser neu, höchstens 20—30 Jahre alt; aber es sind bereits Speculationsbauten, die das Terrain möglichst auszunutzen streben. Die Höfe sind ganz unzulänglich. Treten wir ein in das Haus der Königstrasse Nr. 1; dort hat der Hof die Form eines schmalen, lang gestreckten Rechtecks, welches unter

rechtem Winkel zwei Mal ein Knie macht; die Breite misst kaum zwei Schritt, und an der geräumigsten Stelle wird sie noch durch eine Mauer durchschnitten, da dieser Raum zwei Häusern als Hof dient. Nebenan ist die „Arche Noäh“, ein Zellenhaus in der Form eines weit in den Hinterhof sich erstreckenden Rechtecks mit zwei quadratischen Höfen von je vier Schritt, während zu allen Seiten die in der Strasse üblichen vier Stockwerke emporstarren, verziert durch die zum Trocknen herausgehängten zerlumpte Hemde, Hosen und andern nicht verpfändbaren Kleidungsstücke. Selbst in der jüngsten Zeit hat man nichts in dieser Beziehung gelernt; denn bei einigen ganz neuen Häusern am Kölnsteinweg ist das Verhältniss des Hofes zur bebauten Fläche 1: 12, am Steffensplatz sogar 1: 16,7¹⁾; der Mangel einer Bauordnung tritt fühlbar zu Tage. Im Innern des Hauses bildet jede Zelle eine Arbeiterwohnung; sobald die Familie etwas zahlreich ist, erscheint die Stube überfüllt; ja, es haben mir glaubwürdige Männer, deren Zeugnis durch keinerlei Sympathieen für Arbeiter verdächtig erscheinen könnte, wiederholt versichert, dass bei der Volkszählung 1871 vielfach in Einem Zimmer zwei Familien angetroffen worden sind, welche ihren Antheil an der Stube durch Kreidestriche abgetrennt hatten. In solchen Räumen wohnen, kochen und schlafen die Armen. Da sind die beiden Häuser an der Königstrasse, die einzigen Ueberbleibsel aus der Zeit vor 1656, trotz ihrer Baufälligkeit, ihren niedrigen Decken, kleinen Fenstern und wahren Hühnersteigen doch noch geräumiger im Innern, mit freiem Blicke auf den Garten. Sie waren eben noch für selbständige Handwerkerfamilien der alten Zeit eingerichtet; die modernen Speculationsbauten sind es nur für „Arbeiter“ und suchen aus der möglichsten Parzellirung der Wohnelasse den grössten Nutzen zu ziehen.

In diesen Räumen, welches Elend! Hier eine Frau, welche sich einsam auf dem Schmerzenslager wälzt, während der Mann dem Erwerb in der Fabrik nachgehen muss; dort ein rheumatischer Greis, von Weib und Kind verlassen; je höher man steigt, desto grösser wird das Elend. Endlich auf der Dachkammer macht es Halt, hier kann es nicht mehr übertroffen werden: ein enger quadratischer Raum von fünf Schritt im Durchmesser, so niedrig, dass der Hut fast die Decke berührt; an der Wand in einem Baumstumpf ein mehrfach zerbrochenes Glas, welches rücksichtsvoll das blasse Antlitz nicht mehr widerspiegeln will, dann ein hinkender Tisch und ein breites Bett als einziges Ameublement! In diesem leeren Raume ohne Spur irgend einer Behaglichkeit und eines Schmuckes sitzt beim zappelnden Säugling eine abgehärmte Frau und sucht

¹⁾ (Dr. de Bey): Zur Kritik des Verwaltungsberichts, Aachen 1877, S. 7.

es zu stillen; lauter schreit das Kind, wieder reicht die Mutter ihm die Brust, und das Kind saugt und saugt; doch keine Nahrung entquillt derselben; immer unruhiger wird es, immer mehr magert es ab: die Mutter merkt nicht, dass das Kind an ihrer Brust — verhungert. Nachts bevölkert sich der Raum; der Mann, ein durch die Krisis arbeitslos gewordener Nadler, kehrt zurück von seinen vergeblichen Gängen um Beschäftigung; die sechs anderen Kinder kommen vom Spiele auf der Gasse zurück und drängen sich um die wenigen „Erdäpfel“ und das Brot, welches der Armenpfleger ins Haus gebracht hat. Dann werden die Strohsäcke unter dem Bette hervorgezogen, und bald wälzen sich die neun Personen in engen, dumpfen Raume. Kein Fenster zum Lüften ist da, nur oben im Dache eine Luke von $1\frac{1}{2}$ Fuss Länge und $\frac{1}{2}$ Fuss Breite; auf diese Scheibe prasselt die ganze Nacht der Regen, und durch dieses Guckloch brennt den langen Tag über die Sonne; — doch mag sie scheinen tagelang, jahrelang, sie bringt sie endlich heraus: all die Noth, die hier verborgen!

Ist dieses Bild auch der Höhepunkt des Elends, das ich auf meinen Wanderungen durch die Aachener Arbeiterquartiere entdeckte, sehr viel besser ist es in den meisten Strassen der innern Stadt nicht. Meist in den Stuben dieselbe Blösse, in den Höfen der gleiche Gestank, vor den Thüren die abgehärmten Mütter mit den unglücklichen Kleinen und auf den Strassen die zahllosen Kinder, welche sich umhertummeln und spielen. Man liebt in Aachen diese zahlreichen Kinderschaaren auf den Strassen nicht. Aber wo in aller Welt sollen die Kinder spielen als hier? Es fehlt in der innern Stadt durchaus an freien Rasen- und Spielplätzen. Die schönen Wäldchen vor den Wällen sind ausgerodet, die Hügel versetzt; breite Promenaden sind da entstanden. Aber in diese breiten, geraden, styllosen Alleen kommt die Masse des Volkes nur am Sonntag Nachmittag; Ruhebänke und Spielplätze fehlen; arme Kinder, die allein sich dahin in der Woche verirrt, würde der Schutzmann wohl bald nach Hause weisen. Milder ist die Praxis im grossartigen Spitalgarten vor dem Thore; dort hat man einen Spielplatz von 10 (!) Schritt Durchmesser eingerichtet, aber auch nur für solche Kinder, welche ein ärztliches Zeugniß darüber mitbringen, dass ihr Gesundheitszustand den Aufenthalt in frischer Luft erfordert, und welche in voller Toilette und unter Aufsicht erscheinen. Da bleibt dann den meisten Arbeiterkindern kein anderer Tummelplatz als die Gasse, und da das Pflaster auf diesen ehemaligen Staatsstrassen so entsetzlich ist, dass es vielmehr Trümmerhaufen zusammengerollter Feldsteine gleicht, in denen das Wasser nicht ablaufen kann, sondern sich ansammelt und zu stinken beginnt, so spielen die Kinder in diesen Pfützen und Gossen. In diese Strassen dringt kein Unberufener; über Stein- und Kinder-

haufen muss er mühsam dahinstolpern, und ein Gang dorthin gleicht einer Reise in zweideutige Gegenden, von der man in guter Gesellschaft sich nicht unterhält.

Die Uebervölkerung in den Arbeiterstrassen mit ihren schmalen, nicht sehr grossen Häusern ist eine ganz ausserordentliche und sticht grell ab von den Strassen der fashionablen Welt. Es wohnten ¹⁾ Personen pro Haus in der

	1875		1864/7	1875
Alphons - Str.	6,5	Veen - Str.	26,1	41,7
Harscamp - Str.	6,5	Vaelser - Str.	24,8	36,8
Heinrichs - Allee	6,6	Berg - Str.	28,1	34,9
Hoch - Str.	6,7	Peter - Str. a.	19,4	31,2
Wall - Str.	7,0	(am Thore) b.	19,4	17,2
Mariahilf - Str.	8,4	König - Str.	25,2	29,6
Casino - Str.	8,4	Rosgasse	23,8	27,4
Theater - Str.	9,3	Sandkaul	27,4	27,0
Lousberg - Str.	9,4	Mörgensgasse	16,6	24,9
Schützen - Str.	10,1	Ros - Str.	25,4	24,1
Bahnhof - Str.	10,9	Jacob - Str. Obere	20,3	22,2
Heppion 1864/7	5,2	„ „ Untere	19,3	22,1
Felsgasse 1864/7	5,0	Rudolf - Str.	—	21,8
„ „ 1875	6,7	Otto - Str.	—	20,2

Die Extreme berühren sich hier, wie so oft. Die günstigsten Wohnungsverhältnisse zeigen die Felsgasse und früher das Heppion, die beiden verrufenen Strassen der Stadt, am Ein- und Ausgange von Schutzmannern bewacht, von aller Welt gemieden, mit ihren grösseren Räumlichkeiten für die zu erwartenden Besucher. Daran schliessen sich der neue Stadttheil zwischen dem Theater und Burtscheid und die Strassen und Alleen in den Neuanlagen; hier wohnen die Wohlhabenden und Reichen, je 6—10 Einwohner auf das Haus. In den Arbeiterstrassen steigt das Verhältniss auf 20—40. Und bei genauerem Nachforschen gestaltet sich dasselbe noch ungünstiger; in den Arbeiterstrassen zerstreut, finden sich nämlich auch Häuser von Reichen und Wohlhabenden, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser mit geringerer Einwohnerzahl. Geht man auf die eigentlichen Arbeiterhäuser ein, für welche das Material leider nur nach Zählbezirken vorliegt, so ergaben sich am 1. December 1875 Einwohner pro Haus in der

¹⁾ Dr. de Bey: Die intermittirenden Fieber. Aachen 1877, S. 29. Seinen Zusammenstellungen liegen die Angaben der Polizei über die Häuserzahl von 1864 und die Einwohnerzahl von 1867 zu Grunde. Die Tabellen für das Jahr 1875 habe ich selbst nach dem Actenmaterial angefertigt, welches nach Zählbezirken auf dem Rathhause vorliegt. — Bei meinen Wanderungen habe ich namentlich im Herrn Caplan Jansen von St. Paul einen ebenso liebenswürdigen wie für das Loos des Armen warm fühlenden Führer gefunden.

Königstrasse Hausnummer	Sandkaul Hausnummer	Rosgasse Hausnummer	Vaelserstrasse Hausnummer
1—3: 56,2	65—69: 38,5	1—3: 68,5	18—20: 75
5—7: 68,5	71—75: 46,3	5— ⁵ / ₂ : 62	22—26: 50
11—17: 42,5	77—79: 51,0	Rostrasse	
10—14: 55,0	30—34: 55,0	29: 83	
		31—33: 85,5	

Nach dem Verwaltungsberichte des Oberbürgermeisters für 1876 hatte Aachen die ungünstigsten Wohnungsverhältnisse. Auf ein Wohngebäude oder sonstigen Aufenthaltsort kamen in

Aachen . . .	3,48	Haushaltungen mit	15,41	Personen,
Barmen . . .	3,46	„ „	16,13	„
Elberfeld . . .	3,23	„ „	14,73	„
Düsseldorf . . .	2,94	„ „	14,09	„
Köln . . .	2,65	„ „	12,28	„
Crefeld . . .	2,58	„ „	11,74	„

Das Haus ist zu Vergleichen allerdings ein ungeeigneter Massstab, und Aachener Bürger werden mit Recht daran erinnern, dass in den Zählbezirken mit so auffallend grosser Einwohnerzahl eine Hausnummer oft zwei und mehr grosse Wohnkasernen im Hinterhof umfasst. Ich bin daher so weit, als es thunlich war, auf die Anzahl der bewohnten Räume eingegangen; da ergaben sich Einwohner auf einen bewohnbaren Raum (Zimmer, Kammer, Küche) in der

Sandkaul	2,3	Berg-Str.	3,6
König-Str.	3,0	Hoch-Str.	0,53
Peter-Str. von Nr. 76/77 bis zum		Theater-Str.	0,55
Thore	3,3	Schützen-Str.	0,77

Die Ungleichheit der Wohnverhältnisse tritt nach dieser Tabelle noch klarer zu Tage. Von den reichen Leuten auf der Hoch- und Theaterstrasse hat ein jeder zwei Räume zum ausschliesslichen Gebrauch, während in den Arbeiterstrassen durchschnittlich 2,3 — 3,6 Personen in einer Stube hausen. Noch schlimmer ist es in den eigentlichen Arbeiterhäusern, welche ich leider nur nach Zählbezirken zusammengefasst angeben kann. So kamen auf den bewohnbaren Raum in der

Sandkaul		Peterstrasse	
in 9 Häusern . . .	3,0 Einwohner	in 2 Häusern . . .	4,2 Einwohner
„ 5 „ . . .	3,3 „	„ 2 „ . . .	4,3 „
„ 7 „ . . .	3,6 „	„ 4 „ . . .	5,4 „
„ 3 „ . . .	4,1 „	„ 3 „ . . .	6,3 „
Königstrasse		Bergstrasse	
in 5 Häusern . . .	4,0 Einwohner	in 5 Häusern . . .	4,0 Einwohner
„ 8 „ . . .	4,6 „	„ 5 „ . . .	5,0 „
„ 4 „ . . .	4,9 „	„ 4 „ . . .	8,1 „
„ 4 „ . . .	5,5 „		

Dem gegenüber die Hoch- und die Theaterstrasse mit 0,5 Personen auf den bewohnbaren Raum, — welcher Kontrast

Jene in engen niedrigen Stuben ohne Luft und Licht und ohne Höfe, diese in hellen Sälen mit dem Ausblick auf den Garten!

Es sind die ärmsten der Armen, welche in dem geschilderten Stadtviertel wohnen, und je ärmer sie sind, desto tiefer in die Hintergebäude oder höher hinauf in die Dachkammern ziehen sie. Hier sucht sie niemand anders auf als der Caplan, der Arzt und der Armenpfleger, der Steuerbote, der Executor und der Schutzmann, — alle Andern schaudern zurück vor dem Elend. Vielfach wird der Menschenkenner in diesen Räumen die eigene Schuld der Betreffenden mit entdecken können; die fähigen, die fleissigen Arbeiter wohnen, wie wir gleich noch sehen werden, in der Regel besser. Aber ebenso oft wird er bei genauester Nachforschung auf zufällige Unglücksfälle als Ursache stossen. Und überall wird ihm die furchtbare Rückwirkung der Konjunktur entgegentreten. Die gute Konjunktur zieht schaarenweise Familien nach unsern Industriezentren, die nach beendeter Kampagne ohne Dank für die Vermögen, die sie zu bilden geholfen haben, entlassen werden und sich, wo sie wollen, ein ferneres Unterkommen suchen können, bis eine günstige Konjunktur ihre Hülfe wiederum nothwendig macht oder sie unterdess verderben, sterben.

Weil diese Familien so arm sind, wohnen sie auch verhältnissmässig sehr theuer; die Versicherungsprämien gegen das „Rücken“ sind bei ihnen sehr hoch bemessen. In der Regel scheuen die Hausbesitzer die directen Verhandlungen mit solchen Leuten und vermietthen oft das ganze Haus einem Krämer, welcher am Eingange seinen Laden hält. Während der flotten Zeit war die Tendenz der Miethpreise eine steigende, und sobald der Besitzer merkte, dass der Krämer zu hohe Aftermietthen nahm, erhöhte er auch flugs seinerseits die Miethe und hielt dadurch den Gewinn desselben auf einer mittleren Höhe; in jedem Falle hatte jener freie Wohnung. Als nun aber der Rückschlag eintrat und die Miethpreise zu sinken begannen, da lag dem Hausbesitzer alles daran, das alte Verhältniss beizubehalten, und er überliess dem Krämer die Aftermieter zu voller Ausbeutung. Jetzt sind auch die Arbeiter vollkommen wehrlos; sobald eine Lohnreduktion, Entlassung oder Krankheit eintritt, sind sie nicht in der Lage, ihre Miethe zu bezahlen, und gerathen beim Krämer in Schulden. Aber selbst wenn das nicht stattfindet, ist eine ganz übliche, stillschweigende oder auch ausdrückliche Bedingung beim Miethen, dass der Arbeiter sämmtliche Waaren vom Krämer beziehen muss. Nunmehr beginnt ein schändlicher Wucher durch Lieferung von schlechten Waarenqualitäten zu hohen Preisen, und namentlich die verschuldeten Mieter verfallen einer förmlichen Sklaverei, aus welcher sie sich in keiner Weise loskaufen können.

Durch eine solche künstliche Vertheuerung ihrer Lebensmittel und Miethen werden zahlreiche arme Familien vollends ruinirt. Verhältnisse dieser Art sind überaus häufig, und was das schlimmste ist, sie gelten in den Augen der Betreffenden nicht einmal als etwas schlechtes. Es ist mir von glaubwürdiger Seite ein sehr frommer Krämer gezeigt worden, der Sonntags aus freien Stücken den Küster spielt, sich aber nicht scheut, 16 Familien wie Leibeigene zu behandeln. Nicht viel besser ist das Verhältniss dann, wenn der Krämer zwar nicht Miether des Hauses ist, aber im Auftrage des Hausbesitzers Samstags die Miethen einsammelt. Diese Sorte von Krämern sind die Vampyre, welche auf den Schlachtfeldern der Industrie den Verwundeten noch den letzten Tropfen Blutes aussaugen.

Doch eilen wir fort aus diesen Strassen des Elends durch die Comphausbad-Strasse, am Kurhause vorbei, den Damen-graben entlang zum Elisenbrunnen, durch den prächtigen Theil der Bäderstadt mit ihren reinlichen Häusern, glänzenden Läden und unerschwinglichen Preisen. Hier ist kein vorlauter Stein, welcher dem mühsam sich dahinschleppenden Badegast („Schmieronkel“ genannt) das Gehen erschwerte; hier wie auf der Theater- und Hochstrasse hinauf ist sogar das Pflaster glatt und eben, entsprechend einer luxuriösen Fremden- und Rentnerstadt! Hier begegnet man der vornehmen Welt, den üppigen Schönheiten Aachens, den Badegästen aus aller Herren Länder.

Aachen ist die Stadt der grellen Gegensätze! Indess bei weitem nicht alle Arbeiter wohnen in oben geschilderten Verhältnissen; dass sind nur die Proletarier und Verarmten, deren Zahl schwer anzugeben ist. Ueberall zerstreut finden sich auch Familien mit zwei Stuben, und die Blumen vor dem Fenster verkünden dem Untenstehenden, was er oben zu erwarten hat. Das sind die wohlhabenden, tüchtigen Arbeiter, welche auch bei Krisen noch Arbeit finden und deren Frauen gute Haushälterinnen sind. Vor allem haben die Arbeiter durch eine verfehlte Bauspekulation der 1860er Jahre gewonnen. Im Osten der Stadt entstand das grosse Rehmviertel, welches zum Quartier für die Reichen bestimmt war; indess es zeigte sich damals kein Bedürfniss danach, und der Erbauer war genöthigt, die leer stehenden Häuserreihen an Arbeiter zu vermieten; so ist jener Stadttheil statt eines plutokratischen ein Arbeiterquartier geworden. Vom Marmorboden führen reichgeschnittene Geländer die Freitreppe hinauf, und kaum wagt man, unangemeldet einzutreten. Der Grund der hellen Tapete ist noch erkennbar, die Goldleisten am Gesimse und die reiche Stuckatur sind noch erhalten; doch statt des geträumten prachtvollen Stehspiegels gewahrt man ein grelles Oeldruckbild des Papstes, statt des reichen Kamines einen einfachen gusseisernen Kochherd, und wo einst die

Nippessächelchen der gnädigen Frau stehen sollten, rollen die Kartoffeln. Für fünf Thaler monatlich kann der Arbeiter draussen schon zwei, ja drei schöne Zimmer miethen: hoch, hell, luftig, mit grossem Hof und breiter Strasse, und viele sind es, die dort wohnen. Andere bleiben im Innern der Stadt, theils weil sie der Fabrik näher sein wollen, theils weil sie sich ihrem Vermiether verpfändet haben, theils weil sie z. B. in der St.-Foilanspfarre, der reichsten, zu sehr billigen Preisen Mahlzeiten seitens des Caplans erhalten.

So leben theils schlecht, theils besser die Arbeiter; zahlreiche Spulerinnen, Spinnerinnen und Weberinnen besitzen aber in der Stadt überhaupt keine Wohnung. Stellt man sich im Sommer um 7 oder 8 Uhr Abends vor das Sandkalthor, so sieht man die Stadt sich entladen und in langen Zügen die Arbeiterinnen ihren heimathlichen Dörfern zueilen; ihnen entgegen strömen die städtischen Mädchen, die auf dem Lande beschäftigt sind, und die beiden Ströme aus- und einziehender Arbeiter beleben die Thore und Steinwege. Am linken Arm hängt der grünlackirte Blechkorb, in welchem sie ihre Nahrung mitgebracht haben, die einen munter sich unterhaltend, die andern auch jetzt nach vollbrachtem Tagewerk eifrig am Strickstrumpf beschäftigt. Sie haben oft eine Stunde weit zu gehen, und dieser weite Gang am Morgen und Abend, die kräftigere Nahrung und bessere Wohnung geben den Landkindern ein gesunderes Aussehen als den städtischen Fabrikmädchen. Vielen Mädchen, z. B. denen aus Vaels und Cornelimünster, den Bergmannstöchtern aus Kohlscheid liegt die Heimath schon zu fern, und nur Samstags gehen sie nach Hause. Montag früh kehren sie dann zurück mit dem Mundvorrath für die ganze Woche: Kartoffeln, einem achtpfündigen Brote, im Innern ein wenig ausgehöhlt, worin sie Butter oder Schmalz verbergen; Mittwochs kommt die Mutter zum Markt und bringt den Töchtern neue Nahrungsmittel, welche diese sich Morgens kochen und während der Pausen aufwärmen. Die Nacht bringen sie in der Fabrik zu, und da Schlafsäle ganz vereinzelt vorhanden sind, suchen sie sich im Sommer Tücher und Wollsäcke in den Noppräumen und in der Feinspinnerei zusammen, im Winter aber flüchten sie sich in die heissen Räume der Grobspinnerei und in die Websäle, und in den gleichen Räumen, wo sie des Tages 14 Stunden bei Staub und Gestank gearbeitet haben, liegen sie auch des Nachts auf Säcken, die mit Flocken und Abfällen ausgestopft sind. Solche Verhältnisse herrschen ganz allgemein in Aachen wie auch namentlich in den ländlichen Fabriken, von denen die Arbeiter weite Wege nach Hause haben. Zwar wird dadurch das überaus traurige Quartiergängerwesen vermieden; auch sind in sittlicher Beziehung keinerlei Klagen laut geworden; aber in gesundheitlicher Hinsicht ist der Schaden offenbar und die Konkurrenz der ländlichen Arbeiterinnen mit

ihrer Obdachlosigkeit und ihren geringen Ernährungskosten ist für die städtischen ganz unerträglich und drückt aufs empfindlichste ihre Löhne. —

Aus der Schilderung der Wohnungsverhältnisse allein lässt sich noch kein klares Bild von der Lage der Aachener Arbeiter entnehmen; die Untersuchung wird sich daher in die Fragen vertiefen müssen: wie hoch sind die minimalen Lebenskosten derselben, und in welchem Grade werden sie durch das Einkommen der Arbeiter gedeckt?

Als Minimalsätze der Miethe dürfen wohl diejenigen gelten, welche die Armenprotokolle für 92 Ehepaare und 98 Wittwen ergeben. Es zahlten in den Jahren 1876—1878 monatlich an Miethe:

bei 0 Kindern ein Ehepaar	6,64 M.,	eine Wittve	5,03 M.
„ 1 „ „ „	7,31 „	„ „ „	6,20 „
„ 2 „ „ „	7,71 „	„ „ „	7,98 „
„ 3 „ „ „	8,22 „	„ „ „	(7,92) „
„ 4 „ „ „	9,65 „	„ „ „	9,63 „
„ 5 „ „ „	(9,42) „	„ „ „	— „
„ 6 „ „ „	10,23 „	„ „ „	— „
„ 7 „ „ „	12,33 „	„ „ „	— „
„ 8 „ „ „	14,37 „	„ „ „	— „

Diese Durchschnittssätze werden bald überstiegen, bald noch nicht erreicht, wie aus der Anlage II ersichtlich ist; im allgemeinen dürfen sie als zutreffend gelten, da sie von Personen gezahlt werden, welche von der Armenverwaltung unterstützt zu werden wünschen und ihre Verhältnisse genau zu Protokoll geben müssen. Zwar vermag ein alleinstehender Mann bereits für 15 Pf. ein Nachtlager zu finden; aber das macht schon 4 M. 50 Pf. im Monat, und er führt als Schlafgänger im Wirthshause doch nur einen liederlichen Lebenswandel, den ein ordentlicher Arbeiter vermeidet.

Ueber das Minimum der Ernährung fehlen natürlich solche Angaben; indess dürften nach sorgfältigen Nachforschungen bei den kompetentesten Männern folgende Sätze als niedrigste anzunehmen sein. Ein alleinstehender Mann braucht 1) zum Frühstück $1\frac{1}{2}$ Loth Kaffee = 3 Pf. und zwei trockene Semmeln = 6 Pf., zusammen 9 Pf.; 2) zu Mittag an Kartoffeln und Suppe 20 Pf., mit Fleisch 25 Pf., 3) am Abend: das Frühstück mit einem Stückchen Käse = 12 Pf.; zusammen 56 Pf. täglich, macht im Monat 16 M. 80 Pf., mit der Miethe von 5 M. 3 Pf. = 21 M. 83 Pf. Ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern bedarf 1) zum Frühstück 3 Loth Kaffee = 6 Pf., Milch für 1 Pf., Schwarzbrot für 20 Pf., Fett für 5 Pf., zusammen 32 Pf., 2) zu Mittag Kartoffeln mit Zwiebeln und Fett für 40 Pf., 3) am Nachmittag und 4) am Abend das Frühstück

wiederholt, zusammen 1 M. 36 Pf. täglich oder im Monat 40 M. 80 Pf., mit der Miethe von 7 M. 71 Pf. = 48 M. 51 Pf. Niedriger lassen die Sätze sich gar nicht mehr greifen, und sie decken ja nicht mehr Bedürfnisse als sie das höhlenbewohnende Thier in der Wildniss befriedigt; nur das schützende Dach und die kümmerlichste Fristung des leiblichen Daseins durch rein vegetabilische Stoffe wie Cichorien (zum „Kaffe“wasser), Kartoffeln und Brot sind dadurch gesichert. Die sonstigen Ausgaben für Kleidung, Heizung und Beleuchtung, Abgaben, Ausgaben für Unterricht, Erholung und Derartiges sind hier noch gar nicht eingerechnet.

Wird der unumgängliche Lebensbedarf des Arbeiters durch seinen Lohn gedeckt? Sofern er arbeitslos ist und keinen Lohn empfängt, vermag er natürlich aus eigenen Mitteln sein Dasein nicht zu fristen. Aber wenn er Beschäftigung hat? Darauf wird unbedingt weder mit Ja noch mit Nein zu antworten sein; vielmehr werden die verschiedenen Factoren geprüft werden müssen, welche das Auskommen einer Arbeiterhaushaltung bedingen. In erster Linie kommt die Grösse des Bedarfs in Betracht, welcher vom Umfange der Haushaltung bestimmt wird; ein alleinstehender Mann schafft sich leichter seine Existenz als eine Familie, und dieser gelingt es um so schwerer, je kleiner und erwerbsunfähiger die Kinder sind und je mehr sie daher die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nehmen. Ferner kommt die Wirthschaftlichkeit der Familie, besonders die Haushaltungskunst der Frau in Betracht, inwieweit sie sparsam, und was noch wichtiger ist, inwieweit sie in richtiger Weise den knappen Verdienst zu verwenden versteht. In letzter Instanz entscheidet freilich die Grösse des Einkommens selbst und dieses ist verschieden bei Textilarbeitern, Nadlern und Maschinenbauern und schwankt mit den Konjunkturen, welche für jeden Industriezweig wieder verschiedene sind.

Der alleinstehende Arbeiter befindet sich fast immer in beneidenswerther Lage; bei einem Durchschnittslohn von 10 Mark wöchentlich vermag er seine minimalen Lebenskosten fast doppelt zu bestreiten. Auch diejenigen Familien, welche schon soweit erwachsene Kinder haben, dass diese 5—7 Mark wöchentlich erwerben können, befinden sich bei Cichorien, Kartoffeln und Brot in ziemlich gesicherter Lage. Es ist daraus das Bestreben der Eltern erklärlich, ihre Kinder so früh als möglich zu Verdienst zu bringen und in die Fabrik zu schicken; bei schlechter Konjunktur, wo sie deren Hülfe am nöthigsten hätten, gelingt es ihnen schwer; denn gerade dann werden die Kinder massenhaft entlassen; in guten Zeiten finden die Kinder bald lohnende Beschäftigung. Diese Kinderarbeit in Fabriken unterscheidet sich wesentlich von der im Handwerk und in der Hausindustrie. Solange das Kind in der

eigenen Werkstatt des Vaters thätig war, ging seine Arbeit auf in das Gesamtprodukt des kleinen Betriebes und wurde verwerthet in den allgemeinen Einnahmen und im Haushalte der Eltern; das Kind erhielt keinen Lohn, sondern höchstens ein Taschengeld. Beim Fabrikbetriebe arbeitet es ausser Hause, vielleicht in einer ganz anderen Fabrik und einem andern Gewerbe als die übrige Familie, kann in keiner Weise von dieser controlirt werden, empfängt den Lohn gleichberechtigt mit allen Erwachsenen persönlich, und die Frucht seiner Mühen fliesst direct in seine Tasche. Einem Theile der Eltern gelingt es trotzdem, die volle Autorität über ihr Kind zu bewahren und es zu veranlassen, den vollen Erwerb in den Haushalt der Familie einzuwerfen, wofür ihm der Vater ein Taschengeld aussetzt. Andere Eltern sind nicht so energisch, und ihre Söhne besitzen nicht so viel Kindesliebe; sie zahlen bloss ein Kostgeld, und die Kasse der Eltern ist nur um die Versorgung dieses einen Kindes erleichtert, aber auch um nichts mehr. Daraus folgt dann gewöhnlich eine ganz falsche Erziehung: das am meisten verdienende Kind wird verwöhnt und den übrigen Geschwistern vorgezogen, um ihm eine grössere Summe zu entlocken. Oft aber schwillt der Uebermuth der Jugend: die Bursche vergeuden ihr Geld in der schlimmsten Weise, vertrinken, verspielen, verschwenden es, verlassen ihre Eltern, um dann nach der kurzen Glanzzeit der Selbständigkeit, wenn sie wegen nachlässiger Arbeit oder in Folge der rückgehenden Konjunktur entlassen werden, als reumüthige Söhne in den Schooss der hungernden Familie heimzukehren. Die Eltern können nach § 4 des Gesetzes vom 21. Mai 1869 ihre Alimentationsansprüche zwangsweise eintreiben lassen; aber die Beschlagnahme des Lohnes ist mit sehr vielen Umständlichkeiten verknüpft, und ein blosser Wechsel des Arbeitgebers würde genügen, um dieselbe vergeblich zu machen und den Alimentationsberechtigten zu zwingen, den Arrest mit keinem bessern Erfolge von neuem zu beginnen.

Alleinstehende Arbeiter und Familien mit erwachsenen Kindern finden, sofern nicht Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Verunglückung eines Mitgliedes störend dazwischen treten, im Allgemeinen ihr Auskommen. Dagegen herrscht unter den Familien mit zwei und mehr kleinen Kindern ein chronischer Nothstand. Hier erwirbt der Mann in der schlechten Zeit gleichfalls nur 40 M. im Monat, und doch beträgt das Minimum der Ausgaben für Obdach und Lebensfristung 48 M. 50 Pf. Die Frau ist durch die Rücksicht auf ihre Kleinen und durch die Hoffnung auf ein folgendes an das Haus gebunden, und wollte sie auch ihre Kinder einer Wartefrau in Verwahrung geben, so würden die 3 M. wöchentlich für jedes Kind und die geringere Ordnung im Haushalt nicht durch ihren Erwerb aufgewogen werden. Bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit der

Arbeiterbevölkerung ist aber die Kinderzahl gewöhnlich eine bedeutend grössere als nur zwei. Der Hauptgrund davon sind die frühzeitigen Heirathen; Bursche und Mädchen werden in den Fabriken früh selbständig; sie arbeiten den Tag über zusammen; in der heissen Luft wird der Geschlechtstrieb sehr gereizt; sie gehen des Abends gemeinsam nach Hause, und am Sonntag sieht man zahllose halbwüchsige Knaben, die Cigarre im Munde und den Cylinder schief auf dem Kopfe, ihr unreifes Mädchen am Arme spazieren führen. Mit dem Wahlspruch: „zusammen können wir mehr hungern als einzeln“ treten sie in die Ehe; die Mehrzahl der Bräute trägt mit Unrecht den Kranz im Haare. Für Eheschliessungen solcher Art lassen sich vom religiösen und moralischen Gesichtspunkt viele Gründe anführen, und die sittenstrenge rheinische Geistlichkeit trägt nicht wenig dazu bei, die Anzahl der unehelichen Geburten auf ein Minimum zu reduciren. Aber vom volkswirtschaftlichen Standpunkt sind die frühzeitigen Heirathen sehr bedenklich; die Leutchen kennen keinerlei Enthalttsamkeit, und unaufhörlich wächst die Familie heran.

Freilich nimmt sie ebenso rasch ab. Man bedenke die schlechten Wohnungsverhältnisse, die mangelnde Ordnung und Reinlichkeit im Innern des Hauses, vor allem die verfehlte Ernährung der Kinder. Wird z. B. eine Arbeiterfrau aus der Entbindungsanstalt entlassen und ist ihr auch eingeschärft, dem Kinde anfangs nur verdünnte Milch und auf keinen Fall geweichte Semmel zu geben, so wendet sie sich beim Hinausgehen entrüstet zu ihrer Nachbarin und ruft: „Das sollte noch fehlen! Ich will mein Kind ebenso ernähren wie die Reichen!“ Und nun beginnt sie dem armen Säugling die entsetzlichsten Dinge, z. B. „Corinthescheermulle“, in den Mund zu stopfen. Die Sterblichkeit ist in Folge dessen eine ganz ausserordentliche; fragt man nur die eine oder die andere Frau, welche auf den Treppen der Häuser in der Sandkaul mit ihrem Säugling sitzen: Wie viel Kinder habt Ihr gehabt? so lautet die Antwort sehr oft: Neun! Und wie viel sind noch am Leben? Die Mutter weist auf das Kind im Arm. Einen annähernden Massstab für die verschiedene Sterblichkeit in den einzelnen Berufen und Ständen geben folgende Zahlen. Von den 4525 Personen, welche in der Stadt Aachen in den Jahren 1876 und 1877 starben, standen 58 % in dem Alter unter 15 Jahren; über diesem Durchschnitt standen die Gestorbenen aus der Textilindustrie mit 65.4 %, der Metallverarbeitung mit 66.4 % und dem Maschinenbau mit 66.5 %; von den Gestorbenen aus dem Stande der Gehülften, Gesellen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter waren sogar 72.8 % noch Kinder unter 15 Jahren, und zwar 46,9 % von 0—1 und zu 23 % von 1—5 Jahren; also fast die Hälfte der Kinder der arbeitenden Klasse stirbt vor Ablauf des ersten Lebensjahres.

Das Ehepaar versteht in der Regel von der Haushaltung nichts und führt die liederlichste Wirthschaft. Hat doch die Frau ihre Kinder- und Mädchenjahre an der Spul- und Spinnmaschine zugebracht, so dass die Künste des Nähens und Waschens ihr völlig fremd geblieben sind. Selbst wenn grössere Geldmittel ihr zur Verfügung stehen, ist sie ausser Stande, dem Manne mehr zu bieten als Kaffewasser, Brot und gekochte Kartoffeln, und stellt sie sich einmal an den Kessel, so wird sie zur Hekate, die Unheilvolles zusammenbraut. Daher ist es gekommen, dass selbst während der Glanzjahre zahlreiche solcher Arbeiterfamilien fortfuhren, sich von denselben abscheulichen Speisen zu nähren und in denselben dumpfen Löchern zu wohnen. Bei solcher Lebensweise ergab sich dann am Ende der Woche natürlich ein grosser Ueberschuss, und gewohnt, den Wochenverdienst auch in der Woche auszugeben, häufte der Arbeiter den ganzen Mehrerwerb auf den Sonntag und Montag. Dann wurden zu Mittag ein grosser Schinken, zum Dessert ein Kuchen und andere Esswaaren gekauft, die ausserhalb des Hauses schon für die unwissende Frau vorbereitet waren. Nach dieser soliden Grundlage wanderte der Familienvater mit der Gattin, der theuren, am Arm in den Stadtwald oder auf den Lousberg, trank dort seinen Schoppen Maiwein und beschloss seinen Tag in einer Opernvorstellung im Paulushause, während welcher er sich an Beefsteak und Wein nach den Strapazen des Tages stärkte. Diese Arbeiter gebärdeten sich wie Sklaven, die, eines Tages der Zuchtruthe der Noth entsprungen, alle Genüsse ihrer Herren äusserlich nachahmten, die sogar aus Uebermuth, wenn sie einmal ohne Arbeit waren, in der Kalesche vor die Fabrik angefahren kamen. Bei Leuten solchen Schlages war von einer Erhöhung der Lebenshaltung keine Rede, und bei der Arbeitslosigkeit und Lohnerniedrigung haben sie zwar zahlreiche momentane Vergnügungen, nicht aber eine geistig, sittlich und social höher stehende Lebenshaltung eingebüsst.

Indess ist das doch nur ein Theil der Arbeiter, welcher so gewirthschaftet hat; auch Aachen hat einen alten Stamm ehrbarer und tüchtiger Männer, die für die Zukunft Sorge getragen haben. Sie sind es, welche jetzt in den Fabriken beibehalten worden sind, und daraus erklärt sich die hohe Zahl der Mitglieder der Prämienkassen (welche für Einlagen bis zu 450 M. höhere Zinsen zahlen als die Sparkassen). Im Aachener Bezirk gehörten in den Jahren 1876—1877 von den Arbeitern über 16 Jahre jenen Kassen an in den Maschinenfabriken 60 %, in den Wollfabriken unter den männlichen Arbeitern 41 %, unter den weiblichen 26 %, in den Bergwerken 34 %, in den Eisenfabriken 34 % und in den Nadelfabriken 26 %. Die Maschinenbauer gelten als Blüthe der Aachener Arbeiterschaft; ihre Industrie hat durch die Krisis mit am meisten gelitten;

es haben grosse Entlassungen stattgefunden, und nur die tüchtigsten, wohlhabendsten und sparsamsten Mechaniker sind nachgeblieben. Bis zum Jahre 1875 war die Bewegung in den Prämien- wie in den Sparkassen eine stetig zunehmende; seit 1876 begann der Rückgang, und schon übersteigen die Rückzahlungen die Einlagen ganz bedeutend (vgl. Anlage III).

Trotz der vorgeführten Zahlen ist das Sparen in den Kassen noch nicht in die Massen der Arbeiter gedrungen; dasselbe erscheint ihnen zu sehr auf eine unsichere Zukunft gerichtet und ohne augenblicklich ersichtliches Resultat. Zugleich hat auch der Fabrikantenstand es unterlassen, die allerverbreitetste und gewöhnlichste Gelegenheit zum Sparen, nämlich zum Erwerb eines eigenen Häuschens durch Gründung einer Actienbaugesellschaft, den Arbeitern zu bieten, und so bleibt den Arbeitern nichts anderes übrig als in Genussmitteln zu sparen. Kommt die gute Zeit, so werden Kleider, Wäsche, Möbel wieder angeschafft; es braucht der Arbeiter nicht mehr im Winter zu frieren und Abends im Dunkeln zu sitzen; er kann ein paar Mal in der Woche Fleisch essen, um sich und die Kinder zu kräftigen, und die Metzger erzählen mit Vergnügen von der schönen Zeit, wo kein Arbeiter ohne Fleisch oder Wurst, oft für 50—60 Pfennige, zur Fabrik ging; in der guten Zeit fordern Staat und Stadt die Klassensteuer und der Lehrer das Schulgeld. Alle diese Anforderungen wachsen nunmehr so plötzlich, dass die alleinstehenden Arbeiter und die Familien mit erwachsenen Kindern ihnen nicht ohne Mühe gerecht werden können; beim geringsten Unfall, namentlich bei Krankheit, tritt selbst beim höchsten Lohn die Unterstützungsbedürftigkeit ein. Die Arbeiterfamilien mit zwei kleinen Kindern bleiben selbst in den besten Zeiten Candidaten der Armenunterstützung, und es ist eine von den verschiedensten Privatpersonen, von Staatsbeamten wie vom Chef der Armenverwaltung beglaubigte Thatsache, dass Familien mit drei und mehr kleinen Kindern zu allen Zeiten hilfsbedürftig sind.

Erwägt man nun, dass nur ein Theil des tüchtigen Arbeiterstammes, welcher bei erwachsenen Kindern sich in geordneten Verhältnissen befindet, Ersparnisse in Baargeld gemacht hat, dass ein anderer Theil nur dazu gekommen ist, den in vorhergegangenen schlechten Zeiten reducirten Hausbedarf zu erneuern, dass ein dritter Theil selbst in guten Jahren zeitweise oder auch dauernd die öffentliche Armenunterstützung in Anspruch nehmen muss, und dass endlich die grosse Masse der letztherangezogenen ungelernten Arbeiter, welche zuerst beim Rückgang der Konjunktur entlassen werden und dann die überzählige Industriebevölkerung bilden, sich noch gar nicht in ihren neuen Verhältnissen consolidirt hat, so wird man leicht begreifen, mit welcher vernichtender Gewalt die

Krisis mit ihren Arbeiterentlassungen und Lohnreduktionen auf diese Volksklasse gefallen ist. Den besten vorhandenen Massstab dafür geben die Veranlagungen zur Klassensteuer ab, und zwar sind die im Verwaltungsberichte des Oberbürgermeisters veröffentlichten Tabellen von um so grösserem Werthe, als die Einschätzungen wegen Steigerung der communalen Zuschläge von Jahr zu Jahr genauer und strenger vorgenommen werden und die Angaben der Polizei nicht nur die veranlagten steuerpflichtigen Personen, sondern die gesammte steuerfreie, klassen- und einkommensteuerpflichtige Bevölkerung betreffen. An den folgenden Zahlen lässt sich also wenig deuteln und schöpfen.

Bevölkerung der Stadt Aachen	1875	1876	1877/8	1878/9
Civilbevölkerung, davon	74931	75137	75767	76817
1. Steuerfreie B., nämlich	8214	10847	16862	23381
a) mit einem Eink. unter 420 M.	6663	7027	10853	17084
b) mit 420—660 M. Eink. wegen beeinträchtigtter Leistungs- fähigkeit	1551	3820	6009	6297
2. Klassensteuerpflichtige B. . . .	61606	59463	53741	48318
3. Einkommensteuerpflichtige B. . .	5111	4827	5146	5118
Es machten aus in Procenten				
1. Die steuerfreie Bevölkerung . . .	10,9	14,4	22,2	30,4
nämlich a)	8,8	9,3	14,3	22,2
" b)	2,1	5,1	7,9	8,2
2. Die klassensteuerpflichtige B. . .	82,2	79,1	70,9	62,9
nämlich mit 420— 660 M. Eink.	47,1	43,6	40,0	35,1
" " 660—1200 " "	23,0	21,6	17,3	15,1
" " 1200—2100 " "	8,6	9,8	9,3	8,6
" " 2100—3000 " "	3,5	4,1	4,3	4,1
3. Die einkommensteuerpflicht. B. . .	6,9	6,5	6,9	6,7

Das Resultat ist ein erschütterndes. Die vier Jahre 1875—78 haben hingereicht, die steuerbefreite Bevölkerung von 8.214 auf 23.381 Personen zu vermehren, sie also zu verdreifachen, und zwar fand das vorzugsweise durch das Hinzutreten von kinderreichen Familien statt; denn nach Anlage IV repräsentirte eine zur klassensteuerpflichtigen Bevölkerung veranlagte Person im Jahre 1875 eine Familie von 2.81, 1878/79 eine von 2.51 Köpfen; die kinderärmeren Familien erhielten sich also in der steuerzahlenden Bevölkerung; die kinderreicheren aber gingen ein in die grosse Masse der steuerfreien und unterstützten Armen. Dem entsprechend verminderten sich natürlich die zu den niederen Stufen der Klassensteuer veranlagten Personen; ein allgemeiner Rückgang in den Einkommensverhältnissen fand statt. Während 1875 nur 10 Prozent, waren 1878/79 schon 30 Prozent der Bevölkerung steuerfrei; fernere 35 Prozent bezogen ein Einkommen von nur

420—660 Mark jährlich, — oder kurz gesagt: ein Drittel der Aachener Bevölkerung besteht aus absolut Armen (und Proletariern) sans phrase, ein zweites Drittel schwankt auf der schmalen Grenzlinie zwischen Sattsein und Hungern, wo ein einziger Unfall, eine einzige Woche Arbeitslosigkeit die Familie ins Unglück stürzt, nur der dritte Theil der Bevölkerung ist den elementarsten Nahrungssorgen enthoben, aber selbst davon bezieht die Hälfte nur 660—1200 Mark jährliches Einkommen.

Jetzt wird es völlig klar, warum im Jahre 1877 von der Armenverwaltung 2555, vom Vincenzverein 305, vom Elisabethverein und von Privaten ungezählte andere Familien unterstützt worden sind; sie alle zusammen mit ihren Angehörigen ergeben bald die 16862 Personen, welche 1877/78 von der Steuer befreit wurden, und der Erhöhung dieser Zahl für das Etatjahr 1878/79 wird auch nach einer vorläufigen Mittheilung der Armenverwaltung eine Zunahme der von ihr unterstützten Familien entsprechen. 420 Mark jährlich bedeuten kaum 8 Mark wöchentlich, und da wir festgestellt haben, dass eine Familie mindestens 10 Mark für Fristung ihres physischen Daseins und für Beschaffung eines Obdachs bedarf, so müssen sämtliche Familien mit weniger als 520—575 Mark jährlich irgendwoher ein abgeleitetes Einkommen beziehen.

Die Krisis hat fürchterlich unter dem Arbeiterstande gewüthet. Alle wohlgesinnten Männer, welcher Partei sie auch angehören mögen, können ihr Erstaunen darüber nicht be- meistern, dass die Arbeiter noch überhaupt existiren können, und sie grübeln, wie dieselben es wohl anstellen mögen, sich durch's Leben zu schlagen. Mir scheint das Räthsel unschwer zu lösen: die Ausgaben sind auf das rein physische Minimum reducirt; nur ein schützendes Dach und ein gewisses minimales Quantum an Nahrung, wie Cichorienwasser, Brot und Erdäpfel, müssen beschafft werden; alle übrigen Bedürfnisse bleiben unberücksichtigt. Die in guten Zeiten angeschafften Kleider, Wäsche und Möbel wandern in eines der 21 florirenden Pfandhäuser, und nur eine dürftige Hülle, bestehend in Hemd, Hose und schäbigem Rock, deckt die abgemagerten Glieder; im Winter wird gefroren und Abends im Dunkeln oder auf der Armensünderbank in der Kneipe gesessen, wo es hell und warm ist; die Kinder kommen in die Freischule, und die Steuern müssen erlassen werden; denn wo nichts ist, haben Kaiser und Oberbürgermeister ihr Recht verloren. Wie häufig nichts mehr zu holen ist, beweist die steigende Anzahl der wegen Rückstände

in der Stadt Aachen	verfügten	vollstreckten	fruchtlos vollstreckten
		Executionen	
1875	362	—	31
1876	4256	1153	1419
1877	5838	1450	2111
im Reg.-Bez. Aachen			
1875	8472	2957	1499
1876	14540	4160	3736
1877	19941	6738	5375

Schauen wir der Wahrheit ins Antlitz und sprechen wir sie aus: Aachen ist eine Proletarierstadt!

Die alten Zeiten, wo die Arbeiter als selbstständige Handwerksmeister gleichberechtigt neben einander standen, und auch die neuere Epoche, wo der Abstand in Bildung und Capitalbesitz zwischen dem hausindustriellen Kaufmann und dem „Basen“ nicht so beträchtlich war, — sie sind dahin! Die Kluft zwischen Fabrikant und Arbeiter ist eine fast unübersteigbare geworden: eine erfolgreiche Produktion erfordert soviel Capital, wie es der Arbeiter nie ersparen kann; die kaufmännische Leitung des Unternehmens erheischt soviel Ueberblick und Erfahrung, wie er sie nie erworben hat, und die fortschreitende Technik beansprucht Kenntnisse, die er bei seiner mangelhaften Bildung sich nicht anzueignen vermag. Hier capitalbesitzender Fabrikant, dort reiner Lohnarbeiter; dazwischen liegt in Aachen nichts; denn keiner wird leugnen, dass ein Mittelstand daselbst fast vollständig fehlt. Aachen ist die älteste unter den grossen Industriestädten Rheinlands, vielleicht ganz Deutschlands; dort hat auch der capitalistische Fabrikbetrieb zuerst gesiegt, und die Folgen desselben treten gerade hier mit einer Nacktheit auf, wie ich sie weder sonst im linksrheinischen Gebiete, noch im bergisch-märkischen Lande gefunden. Aber es sind nicht die Folgen des Fabrikbetriebes allein, sondern zugleich die Folgen verkommener socialer Zustände der Vergangenheit und des Luxus und des Lebens einer reichen Bade- und Rentnerstadt.

Die Neuzeit hat nur die reichsstädtische Erbschaft angetreten. Auf dieser gegebenen Grundlage entwickelten sich die Zustände weiter und gerade nicht zum Bessern: in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Ausbeutung der Arbeiter durch Truckwesen und andere unwürdige Mittel, zu gleicher Zeit der Uebergang zur Fabrikweberei mit einer nicht unbedeutlichen Lohnreduction, dann der Druck auf die Löhne durch die Verwendung von Kindern und vielen ländlichen Mädchen und endlich die völlige Organisations- und Widerstandlosigkeit der Arbeiter. Ausserdem ist Aachen nachgewiesenermassen die theuerste Stadt im ganzen Königreich: Mieth- und Lebensmittelpreise stehen aussergewöhnlich hoch, und doch sind

die Löhne durchschnittlich niedriger als in anderen rheinischen Städten ähnlicher Grösse.

Daher jene Wohnlöcher, jene ungesunde Ernährung, daher jenes Proletariat, das in der Blüthezeit des Lebens bei einer Familie von drei kleinen Kindern stets der Armenunterstützung anheimfällt, daher jene Hilfsbedürftigkeit bei den geringsten persönlichen Unfällen und jene Massennoth bei Krisen.

Das sind Thatsachen! Das ist die Wahrheit!

Daraus folgt noch nicht, dass man sämmtliche Verhältnisse der Stadt völlig umstürzen, ebenso wenig, dass man sie verschweigen soll, — es folgt vor der Hand nur, dass die besitzenden und gebildeten Klassen den Muth haben sollen, die Wahrheit festzustellen und öffentlich einzugestehen und die Finger auf jene wirthschaftlichen und socialen Wunden zu legen, welche den Aachener Arbeiterstand auch politisch fieberkrank machen.

V. Die Lage der Fabrikanten.

Der Aachener Fabrikantenstand hat sich in den letzten hundert Jahren herangebildet. Ganz allmählich und anfangs unter grossem Widerstreben der von ihm bedrohten Kleinmeister vollzieht sich der Uebergang vom handwerksmässigen zum capitalistischen Betriebe. Zuerst concentriren sich in den Händen des Kaufmanns nur die Betriebscapitalien für den Ankauf von Rohstoffen, für das Halten eines Waarenlagers und für die Lohnzahlungen, welche früher zerstreut im Besitze von Woll- und Tuchhändlern und von Handwerksmeistern gestanden hatten; dazu treten dann die grossen Anlagecapitalien wie Walkmühlen, Wollküchen und Lagerhäuser (Comptoir), die aus dem öffentlichen Eigenthum der Stadt und der Zunft in den Privatbesitz von Kaufleuten übergehen; endlich kommen, den Fortschritten der Technik folgend, die Reste der Capitalien der hausindustriellen Meister, die Werkzeuge und Werkstätten, in Gestalt von Maschinen und Fabrikgebäuden, hinzu. Der Entwicklungsprocess ist vollendet, der capitalbesitzende Fabrikant ist entstanden, und er bietet dem capitallosen Lohnarbeiter eine Werkstätte in seinem Etablissement. Die technischen und kaufmännischen Kenntnisse wie das in der Industrie angelegte Capital, welche früher ziemlich gleichmässig unter allen bei der Fabrikation beschäftigten Personen vertheilt waren, sind nun bei wenigen concentrirt.

Während der Blüthezeit des Absatzes nach Amerika in den Jahren 1845—53, ja bis 1860 haben sich die meisten grossen Vermögen gebildet. Wer damals intelligent, energisch